

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Christiane Rösinger

Zukunft machen wir später

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Lektion 1 – Willkommen! 11

Willkommen im DaZ 16

Lektion 2 – »Alte Heimat – Neue Heimat« 27

Geflüchtete 33

Zweifel 35

Lektion 3 – Häuser und Wohnungen 41

Helfen 50

Kritik des Helfens 51

Helfen hilft 55

Die Stimmung will und will nicht kippen 59

Die Wilmersdorfer Witwen 61

Kunst und narzisstisches Pseudohelfersyndrom 63

Lektion 4 – Familienleben 73

Die UMFs 77

Wenn Hopfen und Malz verloren ist 83

Lektion 5 – Der Tag und die Woche 89

Zaubern, Spazieren, Räubern 91

Singen 95

Das Sommerfest 101

Lektion 6 – Essen und Einkaufen: Guten Appetit! 105

Lektion 7 – Arbeit und Beruf 117

PI EN DIE 124

Die Kollegen und Kolleginnen 126

Lehren lernen 132

Die Thannhauser-Kontroverse 141

Lektion 8 – Gesundheit und Körper: Gute Besserung! 145

Lektion 9 – Wege durch die Stadt 151

Lektion 10 – Leben in Deutschland 161

Lektion 11 – Ämter und Behörden 167

Lektion 12 – Im Kaufhaus 173

Flohmarkt 179

Lektion 13 – Auf Reisen / Banken und Versicherungen / Kundendienst 181

Der Ausflug zum Karpfenteich 185

Desillusionierung 191

Das Vorstellungsgespräch 201

Lektion 14 – Zusammenleben und Feste 205

Abschied von Alpha 212

Die Weihnachtsfeier 216

Als ich im Sommer 2015 wieder einmal mein badisches Dorf besuchte, mich langweilte und wie so oft über mein verpfushtes Leben sinnierte, hatte ich eine plötzliche Eingebung: Es ist nicht zu spät, noch einen normalen Beruf zu ergreifen. Endlich raus aus der Zwangskreativität, raus aus dem ewigen Kreislauf, neues Buch, neue Platte, dazwischen Leerlauf, Vergeblichkeitsgefühle, Selbstzweifel. Endlich mal normal und geregelt arbeiten gehen, Kolleginnen haben, morgens rausmüssen, Mittagspause und abends Feierabend!

Irgendwas mit Sprache bot sich an, dann würde es sich jetzt, im Frühherbst des Lebens, doch noch irgendwie auszahlen, dass ich 1994 das Germanistikstudium trotz der Vierfachbelastung, Studium, Kind, Band, Job, abgeschlossen hatte. Vielleicht übersetzen – oder Drehbücher lesen? Aber da sitzt man ja auch wieder den ganzen Tag allein zu Hause. Deutsch unterrichten fiel mir ein, das ist doch prima! Deutsch unterrichten kann man ja ewig lange – bis sechzig oder siebzig kann das gehen. Endlich keine Angst vor Altersarmut mehr! Mit dem vielen Geld vom Deutschunterricht werde ich dann meine Rente (laut letztem Bescheid ab 2021 hundertachtzig Euro monatlich) aufbessern! Wahrscheinlich würde man vorher eine Art Ausbildung oder so was machen müssen, Deutsch als Fremdsprache. Erste Recherchen ergeben, dass dies eine kostspielige Angelegenheit ist. Der

allgemein anerkannte Online-Kurs beim Goethe-Institut kostet tausend Euro, die Wochenendseminare bei verschiedenen Sprachschulen dauern ein Jahr, sind auch nicht billiger, und das Zertifikat ist meistens nix wert. Dann tauchten im Internet immer öfter die Zauberworte Integrationskurse, BAMF und DaZ auf. Als studierte Germanistin reicht ein vierwöchiger Kurs, und schon ist man Dozentin für Deutsch als Zweitsprache. Wie gemacht für mich! Zwar warnte man auf verschiedenen Deutschlehrer-Foren vor der miesen Bezahlung; aber das kann eine seit dreißig Jahren prekär lebende Singer-Songwriterin nicht erschüttern. Alle Sorgen mit einem Schlag los und ein krisenfester Job in Aussicht. Denn geflüchtet wird schließlich immer! Ich beschloss, das Projekt gleich nach meiner Rückkehr nach Berlin in Angriff zu nehmen, ging derweilen den typischen Vergnügungen der badischen Sommerfrische nach und hing abends, erschöpft vom Baggersee-Hopping und Fahrradfahren, vor dem Laptop auf Facebook ab.

Die Facebook-Timeline wurde von Tag zu Tag immer unwirklicher. Stündlich neue Geschichten und Artikel zur Lage der Geflüchteten auf Kos, in Traiskirchen und Berlin. Dazwischen Geburtstagskinder, Urlaubsbilder, Paddeltouren. »Warum Veganer besseren Sex haben«, »Which 60s song was written for you?«, »Selbstgezüchtete Zucchini tötet Gärtner«.

Dann Hilferufe von den Berliner Facebook-Freundinnen vom LAGeSo. Dort, am »Landesamt für Gesundheit und Soziales« in Berlin, warteten hunderte Geflüchtete ohne Trinkwasser und Versorgung tagelang bei bis zu siebenunddreißig Grad auf ihre Registrierung. Auf Facebook rollte die große

Hilfswelle an – es bildeten sich in vielen Berliner Stadtteilen Initiativen von ehrenamtlichen Helferinnen: ›Moabit hilft‹, ›Wilmerdorf hilft‹, ›Rahnsdorf hilft‹, ›Kreuzberg hilft‹.

In der nächsten Woche häuften sich die Berichte über die erbarmungslose deutsche Bürokratie, die alles tut, um den Ehrenamtlichen Steine in den Weg zu legen. So kümmerte sich zwar von behördlicher Seite niemand um die Verpflegung der vielen Wartenden, aber wenn Privatleute selbstgekochtes Essen vorbeibrachten, war sofort das Gesundheitsamt vor Ort, um gegen diesen Verstoß gegen die Hygienevorschriften einzuschreiten.

Alles redete über »die Flüchtlinge«, in den Nachrichten, in den Medien. Die einen helfen, die anderen hetzen, dazwischen viele Unbeteiligte wie ich. Man kann das alles nicht mehr ignorieren, dachte ich. Es ist an der Zeit »diese Flüchtlinge« mal selbst kennenzulernen und nebenbei kann ich dann ausprobieren, ob Deutsch unterrichten überhaupt etwas für mich ist. Und so machte ich mich auf die Suche nach einem Deutschkurs.

Lektion 1

Willkommen!

- ✓ Kann Kontakt aufnehmen, kann sich vorstellen.
- ✓ Kann Gespräche und Begegnungen adäquat beenden.
- ✓ Kann fragen, wie es einer Person geht.

Es war 2015, der Spät-Summer-of-Love, alle wollten helfen, die Kanzlerin zeigte ein menschliches Gesicht, die Geflüchteten wurden noch mit Applaus auf den Bahnhöfen empfangen, und in Berlin gab es, wie in ganz Deutschland, viele Deutschkurs-Initiativen, die in einem Netzwerk zusammengefasst waren. Die Kurse fanden in der Mehrzahl in eher unattraktiven Gegenden Berlins wie Lichtenberg, Marzahn und Spandau statt – eben dort, wo man die Geflüchteten in riesigen Lagern, oft außerhalb der Stadt, untergebracht hatte. Wer unterrichten wollte, konnte sich in Tabellen eintragen und sich zum Kennenlernen verabreden.

Meine Wahl fiel zuerst auf eine Initiative im Bezirk Mitte – nicht allzu weit weg von Kreuzberg. Zum ersten Mal im Flüchtlingsheim – trotz meiner Kreuzberger Sozialisation und meiner grundlegenden Refugees-Welcome-Einstellung, wurde mir mulmig zumute. Was würde mich erwarten? Hochgradig traumatisierte, hohlwangige Menschen mit brennenden Augen würden mir stumm gegenüberstehen, beklemmende Stimmung, gebrochene Stimmen, gebrochenes Deutsch, gebrochene Menschen?

Als ich im Heim ankam und in den Unterrichtsraum geführt wurde, der tagsüber ein Spielzimmer für die Kinder

war, traf ich zunächst nur eine junge Frau der Initiative. Sie wusste gar nicht genau, wer noch käme, es war ja noch Ferienzeit, da wären viele der Lehrerinnen weg und die Geflüchteten kämen dann auch nicht so regelmäßig.

Schließlich kamen doch zwei kurdische Syrerinnen, und Claudia, eine Zehnjährige aus Serbien, die schon seit acht Monaten im Heim war. In meiner damaligen Naivität wunderte ich mich kurz darüber, warum man aus Serbien flüchtet, sagte aber zum Glück nix.

Es wurde ein bisschen Konversation gemacht, wie es geht, was man tagsüber so gemacht und gegessen hat. Claudia hatte mit ihrer Oma in Belgrad telefoniert. Es war schlimm. »Alles kaputt, Serbien – alles kaputt«, sagte sie. In Serbien wäre es so schlimm mit den ganzen Arabern, fuhr Claudia anklagend fort, die machten alles kaputt. Ihre Oma hätte aus der Wohnung ausziehen müssen, weil da jetzt Araber einziehen. Alles furchtbar mit den Arabern. Zum Glück verstanden die Kurdinnen kaum etwas, und die Lehrerin tat etwas, was sich später noch als wichtiges methodisches Unterrichtselement herausstellen sollte: Geschickt vom Thema ablenken.

Ein stilles, junges Geschwisterpaar aus Afghanistan kam dazu. Sie schienen sehr wissbegierig und ernsthaft bei der Sache, langweilten sich aber bei unserem Gespräch und verließen bald wieder den Raum. Hin und wieder kam ein großes Mädchen mit dem Gestus des lässig aufrührerischen Teenagers hereingerauscht, man konnte sie sich sehr gut als Hauptdarstellerin in einem deutschen Independent-Film über eine schlägernde Neuköllner Mädchenbande vorstellen. Sie stolzierte um unseren Tisch herum, brachte Süßigkeiten mit oder verteilte bunte Gummibänder und rauschte wieder davon.

Mir war mittlerweile der Materialschrank gezeigt worden, und ich hatte auf gut Glück ein paar Arbeitsblätter herausgefishcht. Der araberkritischen Claudia aus Serbien half ich das Bild des menschlichen Körpers zu beschriften, aber schon bei den Augen hatte sie keine Lust mehr und ging auf ihr Zimmer. Die kurdischen Frauen sagten auf Anfrage, sie wollten sprechen üben, keine Grammatik machen, sprechen wäre wichtig. Sprechen, Sprechen, Sprechen. Wir führten ein nettes Konsumgespräch über die Einkaufsmöglichkeiten bei Rossmann und Lidl, über Produkte zur Körperpflege, Schminke, Deos und Parfüm. Sie freuten sich über bekannte Worte wie »Mascara« und versuchten »Augenbrauen« auszusprechen. Zwischendurch gingen auch sie auf ihre Zimmer und holten Nüsse, Pistazien und Gebäck, das sie uns großzügig anboten.

Die erste Begegnung mit den Geflüchteten war also absolut heiter und nett verlaufen – aber man hat bei einer Deutschkurs-Initiative auch mit »Biodeutschen« zu tun. Eine der inzwischen eingetroffenen Initiatorinnen behandelte mich ganz unfreundlich, gab nur unwillig Antwort auf meine Fragen. Vielleicht wollte sie ihre Energie nicht auf »Neue« verschwenden, die dann eh nicht mehr kommen? Ich beschloss, dort nie mehr hinzugehen.

Schließlich hatte sich auf meine Anfrage beim Netzwerk ›Deutschkurse für alle‹ noch eine Initiative in Kreuzberg, ganz bei mir in der Nähe, gemeldet. Sie könnten noch Unterstützung brauchen, ich sollte einfach mal vorbeikommen und gucken, ob es etwas für mich wäre, schrieb mir eine Tanja. Im Seitenflügel eines linken Wohnprojektes in einer alten Schule, einem typischen Berliner Backsteingebäude

mit traditionellem Gerümpel im Flur und Graffiti-patinierten Wänden, standen zwei Frauen mit vielen jungen Männern in der Küche, unterhielten sich laut, lachten, machten sich Nescafé und brühten Tee auf. Ich wurde gleich vorgestellt als eine, die vielleicht auch Deutsch unterrichten wollte, und alle blickten mich erwartungsvoll und lächelnd an, so dass ich mich dort gleich wohl fühlte – es war eben Kreuzberg. Der Unterricht war strukturiert und straight. Man stellte sich gegenseitig vor, buchstabierte, malte Wohnungen und Häuser an die Tafel und sprach darüber, wer in dem Haus lebte. Die Teilnehmer (fast ausschließlich junge Männer), TN im DaZ-Jargon, machten nahezu übermotiviert mit: Junge Männer aus Syrien, Mali, Kamerun, Burkina Faso, eine einzige Frau aus Marokko – aber auch zwei Jungs aus Polen, denn es war ein offener Kurs. Das heißt, jeder kann kommen, ob geflüchtet oder nicht, ohne Anmeldung, ohne Papiere, kostenlos, und man kann jederzeit einsteigen. Dass dies Segen und Fluch zugleich ist, wusste ich damals noch nicht.

Vorerst hospitierte ich nur ab und zu, half bei den Schreibarbeiten, erklärte mal etwas an der Tafel, teilte Arbeitsblätter aus. Ich trug mich in den Doodle als Hospitantin ein und hoffte, dass ich mich nach einem halben Jahr oder so auch mal trauen würde, eine Stunde zu geben.

Aber schon bei meinem dritten Besuch waren achtundzwanzig TN da, aber außer mir keine Lehrerin. Ich hatte nichts vorbereitet, keine Kopien gemacht, es gab keine Bücher, und weil ich die Leute doch auch nicht nach Hause schicken konnte, kam es so zu dem berühmten Sprung ins kalte Wasser: Meine erste Deutschstunde. Ich behandelte

die Wochentage, die Monate und die Zahlen bis zwanzig, ließ lesen und zusammen sprechen, schrieb an die Tafel und ließ abschreiben, alle machten eifrig mit und freuten sich, die Wochentage aufsagen zu können. Ich sang kurz das berühmte Lied ›Oh, wann kommst du?‹ von Daliah Lavi an: »Montag, Dienstag, Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag, jeder Tag beginnt ohne Ziel«, aber unter Auslassung des langgezogenen Refrains: »Oh, oh, oh, oh, oh, oh – wann kommst du?«. Und so begann meine Karriere als Kursleiterin im DaZ (›Deutsch als Zweitsprache‹).

In der ersten Stunde eines Deutschkurses sollen die TN lernen, wie man sich vorstellt und sich gegenseitig kennenlernen. Bei einem offenen Kurs wie unserem kommt fast jeden Tag jemand Neues, also kann man sich immer wieder neu vorstellen, und so wird das Vorstellen zum ewigen Anfangsritual. Immer wieder:

»Guten Morgen! Wie geht es dir? Wie geht es euch?«

»Ich heiße Christiane und komme aus Deutschland. Ich spreche Deutsch, Englisch und ein bisschen Französisch.«

Dann sind die TN dran, und bis die absoluten Anfänger sagen können, wie sie heißen, woher sie kommen und welche Sprache sie sprechen, vergeht einige Zeit – allein damit kann man sich schon Wochen aufhalten. Es gibt immer die Sprachbegabten, die Beflissenen. Aber eben auch die Nullchecker, bei denen man immer wieder von vorne anfangen muss. Wenn einer kein Wort Deutsch kann, wenn er neu ist im Land, wenn er schüchtern und verwirrt ist, weil man ihn direkt anspricht, wenn er nichts versteht und ihm alles peinlich ist, dann spricht er mir panisch alles nach und sagt:

»Ich heiße Christiane.«

Wenn er Glück hat, sitzen Landsleute neben ihm, die ihm vorsagen, wenn er Pech hat, merkt er, dass die anderen kichern. Was alle nach der ersten Stunde schon sehr gerne und oft sagen:

»Wie geht's? Wie geht es dir?«

»Danke, es geht mir gut!«

»Es geht mir sehr gut! Alles klar!«

Wir duzen uns alle – das ist für die meisten hier der gewohnte Umgangston, und in unserem Kurs geht es ja informell zu. Um das »Sie« kümmern wir uns nur am Rande, wiederholen aber immer die Regel:

»Hier im Kurs sagen wir immer du – aber draußen, beim Einkaufen, bei der Polizei, beim Doktor, Jobcenter, LAGeSo, im Geschäft, besser immer ›Sie‹ sagen!«

Willkommen im DaZ

In der ersten Anfangseuphorie erzählte ich allen in den höchsten Fltentnen von meiner neuen Tätigkeit. Wie toll das Unterrichten ist! Wie einfach es geht, trotz aller Verständigungsprobleme! Was für eine angenehme, schöne Tätigkeit das Deutschlehren doch ist! Viel besser und erfüllender als das ewige Um-sich-selbst-Drehen beim Lieder- und Texteschreiben. Die Leute schütteln den Kopf, weil sie sich den Umgang mit geflüchteten Menschen als sehr schwierig und belastend vorstellen, das Leben als Musikerin und Gelegenheitsautorin hingegen als glanzvoll und mühelos.

Eva, seit etwa zwanzig Jahren DaF-Lehrerin (›Deutsch als Fremdsprache‹) in Heidelberg, antwortete auf meine eu-

phorischen Mailberichte: »Mach du mal ein halbes Jahr mit Adjektivendungen rum, dann bist du froh, wenn du wieder eine Platte machen kannst!«

»Das mach ich ja so oder so«, schrieb ich zurück. Aber auch wenn es keiner glaubt, das Unterrichten macht mir mehr Spaß als alles andere.

Es ist tatsächlich soweit: Die Sehnsucht nach einer regelmäßigen Arbeit, einer normalen, »nichtkreativen« Arbeit – sie hat endlich zu einer sinnvollen, wenn auch unbezahlten Beschäftigung geführt. Schon seit Jahren hatte ich mich mit diesem leichten Unwohlsein in der freiberuflichen »Boheme« herumgeschlagen. Ich beneidete Bekannte, die bei einem Verlag, einer Produktionsfirma, in einer Buchhandlung arbeiteten, sah aber keine Chance für mich, in einem solchen Metier Fuß zu fassen. Manchmal träumte ich von einer relativ stumpfen, vielleicht leicht ordnenden oder überwachenden Tätigkeit als Erholung von der ständigen Zwangskreativität.

Seit meiner Jugend, seit der Lehre zur Buchhändlerin, war ich dem Irrglauben anheimgefallen, das Schreckgespenst entfremdete Arbeit geißle den Menschen und es gäbe nichts Schlimmeres, als den ganzen Tag im Büro zu sitzen. Dabei war ich damals natürlich mit achtzehn Jahren zu jung, um die Vorzüge von festen Arbeitszeiten zu schätzen. Ich litt unter den langen Öffnungszeiten der Buchhandlung, unter den immer gleichen Verrichtungen im Sortimentsbuchhandel. In meiner damaligen neuen Clique, alle zwei, drei Jahre älter als ich, überlegte man zur selben Zeit, was man denn so studieren könnte. Eine meiner Hauptmotivationen, Musikerin zu werden, war ja auch, der geregelten Arbeit zu entgehen.

Aber als dann die stressigen Jahre – allein mit Kind, Studium, Job und Band – vorbei waren, änderte sich das langsam. Manchmal erträumte ich mir in den Jahren, in denen keine Platte, keine Tour und kein Buch anstand und kaum Geld ins Haus kam, eine von außen aufgezwungene Struktur. Einen Grund, morgens aufzustehen, und regelmäßige Überweisungen auf mein Konto. Die Idee, der freie Journalismus sollte mein Musikerinnenleben finanzieren, erwies sich bald als totale Schnapsidee. Die wenigsten Menschen haben eine Vorstellung davon, wie wenig man mit Musik tatsächlich verdient. Fast gar nichts, so lange man nicht sehr bekannt ist, mindestens zwanzigtausend CDs verkauft und ständig auf Tour ist. Als freie Autorin in Berlin zu überleben ist auch fast unmöglich. Man müsste jeden Tag einen Artikel schreiben und zusätzlich immer neue Aufträge an Land ziehen, Vorschläge machen, recherchieren. Eigentlich geht es nur, wenn man sonstige Einkünfte hat und das Schreiben als schickes Hobby betreibt. Einen bezahlten Job hatte ich jetzt mit dem Deutschunterricht zwar auch nicht, aber eine neue Aufgabe; ein neues Projekt. Und so unkreativ ist das Unterrichten gar nicht. Man muss sich ständig etwas Neues einfallen lassen. Trotzdem versteht keiner meine Begeisterung.

»Es ist wie ein Auftritt!«, erkläre ich. Man muss die Leute in der Klasse letztendlich ja auch unterhalten, man muss schauen, dass sie sich nicht langweilen! Zum Glück habe ich eine kräftige Stimme und keine Angst vor Menschen, das ist schon die halbe Miete.

Am Anfang war es wie auf der Bühne: Je mehr Leute da waren, desto wohler fühlte ich mich. Manchmal war ich richtiggehend enttäuscht, wenn statt dreißig nur zehn

TN kamen. Während man an den mauen Abenden auf der Bühne, während des Sprechens und Singens, manchmal schon taxiert, wie viele wohl da sein mögen – wie viel Zahlende im Fachjargon – und sich bei Besuchermangel die zu erwartende mickrige Gage ausrechnet, ist es auch im Unterricht enttäuschend, wenn nur wenige TN kommen. Ein Kurs mit fünfundzwanzig Leuten ist zwar total anstrengend, vor allem wenn auch nach einer Stunde Unterrichtsbeginn die Tür immer wieder aufgeht und ständig Neue dazu kommen, aber es ist fordernder, es ist mehr Energie im Raum, die TN trauen sich in einer großen Gruppe mehr zu.

Jemandem Deutsch beizubringen, mit dem man keine gemeinsame Sprache für Erklärungen hat, geht nur mit Gesten und Pantomime, mit Zeichnungen und Bildern, und das schlaucht. Nach meinen ersten Stunden war ich total fertig und musste mich manchmal sogar hinlegen. Und nach zwei Wochen wurde mir klar, dass man an das Unterrichten doch anders herangehen muss, vielleicht doch mit einem Plan und einem System.

Das Internet ist voll von Hinweisen und Links für ehrenamtliche Deutschlehrer. Man soll nur zehn bis fünfzehn neue Worte pro Stunde einführen, und ein neues Wort muss vierundvierzig Mal wiederholt werden, bis es wirklich im Gedächtnis bleibt – wie soll man das schaffen? Manchmal klappt das alles nicht, was ich mir für die Stunde vorgenommen hatte. Ich kann mich nicht verständlich machen, und alle sind ratlos. Manche schauen in ihren Smartphones nach, die Übersetzungen sind meistens nutzlos. Unser Kurs bekommt kein Geld und keinerlei finanzielle Unterstützung,

wir haben keine Bücher und machen für jede Stunde Kopien. Man schreibt viel an die Tafel, fordert die TN zum Sprechen auf, teilt Arbeitsblätter aus. Dann rumgehen, erklären, was zu tun ist, und die Lösungen zusammen besprechen – fertig. Das scheint einfach. Aber dann sind die Arbeitsblätter viel schneller bearbeitet als geplant und dann sitzt man da. Ohne Buch, ohne Struktur, ohne Ahnung. Zur beliebten »Schwellendidaktik« – an der Schwelle zum Klassenzimmer überlegen, was man heute macht – braucht es etwas mehr Erfahrung, als ich sie habe. Schließlich kam, fast fünfundzwanzig Jahre nach dem Studium, dann doch die Germanistin in mir raus und die wollte der Sache mit der Sprachvermittlung und dem Zweitspracherwerb auf den Grund gehen.

Was ist eigentlich der Unterschied zwischen DaF und DaZ? Ich schlug bei Wikipedia nach.

›Deutsch als Fremdsprache‹ (DaF) ist zu unterscheiden von ›Deutsch als Zweitsprache‹ (DaZ).

Von ›Deutsch als Zweitsprache‹ spricht man, wenn die deutsche Sprache in einem deutschsprachigen Land erworben wird und zum alltäglichen Gebrauch notwendig ist. Der Erwerb erfolgt dabei weitgehend im Alltag, am Arbeitsplatz, im Schulalltag und in der Freizeit, aber auch in speziellen DaZ-Kursen. ›Deutsch als Fremdsprache‹ (DaF) hingegen lernt man eher im eigenen Land an der Schule oder Universität, eher im Rahmen von Fremdsprachenunterricht. Ich würde also DAZ-Fachkraft werden. Aha. Und was heißt A1, A2? Und A1.1? Ein völlig neues Forschungsfeld tut sich auf. Man spricht also gar nicht mehr von »Grundkenntnissen«, sondern man sagt jetzt A1, und das heißt dann:

»Kann vertraute, alltägliche Ausdrücke und ganz einfache Sätze verstehen und verwenden, die auf die Befriedigung konkreter Bedürfnisse zielen.«

Bei A2 kann man ein bisschen mehr. Aber zu der elementaren Sprachanwendung zur selbständigen Sprachanwendung kommt es erst bei B1. Ich gehe in die Bibliothek, vergleiche die Lehrwerke, die aber alle nicht so richtig für unsere TN passen. Es geht um schicke junge Leute, die sich über Designercouchs austauschen. Ihr Leben ist ein einziger Flirt, ein Ins-Kino-Gehen, Party machen, Einkaufen gehen, Sehenswürdigkeiten bei Städtefahrten besichtigen, Urlaub planen, Sonnenbrille und Sonnencreme nicht vergessen! Ich halte mich an die Lehrwerke, die für Integrationskurse konzipiert sind, die in der DaZ-Sprache eine flache Progression haben und für lernungsgewohnte TN gedacht sind. Am besten geeignet für unseren Unterricht sind die Lehrwerke, in denen man bei null anfängt, bei A1.1. Also bei dem berühmten »Ich heiße«, »Ich komme aus«. Der Wortschatz wird über kurze Bildgeschichten zu den Alltagsthemen, Einkauf, Familie, Wohnen, Gesundheit, Arbeit usw., erschlossen, die Grammatik wird eher nebenbei vermittelt, es geht um das Sprechen in Alltagssituationen. Das ist es ja auch, was unsere TN brauchen.

Ich leihe mir alles aus, kopiere Arbeitsblätter, ich lade mir die »Handreichungen für den Lehrer« von den Seiten der Schulbuchverlage herunter, ich forsche nach. Es ist toll. Manchmal aber auch ein bisschen beschämend. Da hat man sechzehn Semester Germanistik studiert, ist Magistra und muss trotzdem kurz überlegen, was jetzt noch mal Akkusativ ist, was Modalverben und trennbare Verben sind. Aber man kann sich das alles auch schnell draufschaufen.

Was habe ich während des Studiums an der FU eigentlich gemacht, fragte ich mich in diesen ersten Wochen. Hatte ich im Grundstudium nicht auch mal Linguistik? Ich hatte. Ich hatte aber auch meine Anwesenheit in diesem Fach auf das Allernotwendigste begrenzt. Innerhalb des Faches Germanistik hatte ich im Grundstudium die Schwerpunkte Literaturwissenschaft und Mediävistik gewählt. Mediävistik war noch interessant, ich hatte schon immer ein Faible für das Mittelhochdeutsche und als Dreizehnjährige alle Ougenweide-Platten. Meine ersten eigenen Songs waren Vertonungen von Mittelalter-Gedichten. Aus ›Ich zôch mir einen valken‹ (Der von Kürenberg, 12. Jahrhundert) hatte ich schon in frühester Jugend einen Zweiminutensong ohne Refrain gemacht. Auch an eine Hausarbeit über die ›Motivation von hinten‹ bei ›Die schöne Magelone‹ und dem Roman des 16. Jahrhunderts erinnerte ich mich. Es ging um die Durchschaubarkeit des Erzählens und der Finalität; das Handlungsgeschehen wird vom Ende her motiviert, die lineare Handlung kennt keine Rückblicke, keine Parallelhandlung. Alles, was geschieht, dient dem Zweck, die Geschichte auf ein bestimmtes, von vornherein feststehendes Ende zuzuführen. Das alles fand ich hochinteressant, nur Linguistik war furchtbar. Ein uninspirierter Dozent mit einschläferndem Tonfall, das überfüllte Seminar immer frühmorgens, und wenn man es zweimal verpasst hatte, war es eh sinnlos. Eine Hausarbeit musste ich aber schreiben. Ich suchte mir das Thema ›Modalpartikel bei Therapiegesprächen‹ aus und bekam authentisches Material von Therapiesitzungen nach Suizidversuchen ausgehändigt. Ich hörte stundenlang die Kassetten ab, transkribierte die Therapiegespräche und schrieb irgendwas zusammen. Auf Nummer Sicher zu ge-

hen und auf Lehramt zu studieren hatte ich nur ganz kurz, während einer schwachen Minute ganz zu Beginn des Studiums, überlegt. Der durchgeplante Stundenplan des Studiums hatte mich aber sofort abgeschreckt. Und wenn mir in den Seminaren mal Lehramtsstudenten begegneten, fand ich sie meistens noch langweiliger als alle anderen. Das mag daran gelegen haben, dass die meisten das Studium nicht aus Begeisterung für den Lehrberuf, sondern für die Verbeamtung auf Lebenszeit gewählt hatten. Gegen Ende des Studiums hatte ich noch mal überlegt, ein kurzes Zusatzstudium ›Deutsch als Fremdsprache‹ anzuhängen, aber da war ja gerade meine erste Band auf dem Höhepunkt ihrer kurzen Karriere. »Ich werde immer Musik machen, mich immer irgendwie durchschlagen«, dachte ich damals. Stimmt ja auch.

Die Schwierigkeiten des DaZ-Unterrichts und die Tücken der deutschen Grammatik erschließen sich der Muttersprachlerin ja erst, wenn sie unterrichtet und auch erst nach den ersten Kapiteln. Wie gut, dass Wechselpräpositionen bei den Geflüchteten erst mal kein Thema sind.

Aber trotz aller Rückschläge: Es ist alles so handfest und hat nichts mit mir zu tun. Ich muss mich nicht mit mir und meiner Innerlichkeit, dem Popdiskurs, der Musikszene, ihren Trends und Geschmäckern auseinandersetzen. Ich bin nicht zu alt, oder nicht mehr jung genug für den Job, nicht zu negativ oder zu misanthropisch, ich muss mich nicht ständig mit anderen vergleichen. Ich blättere Lehrwerke durch, suche etwas aus und probiere in der nächsten Stunde aus, ob es klappt. Ich bin begeistert.

So war ich in den ersten Wochen meiner neuen Tätigkeit richtig glücklich. Am Vortag meines Kurses überlegte ich mir ein Thema, ging dann in den Copyshop. Abends schaute ich alles noch einmal durch, was sehr wichtig ist, denn manchmal kapiert man selbst nicht, was die TN bei den Aufgaben machen sollen. Wenn ich dann morgens früher als sonst aufstand, beim Kaffee die Kopien noch einmal sortierte und mich auf dem Weg zum Kurs machte, beim Gehen in den Himmel schaute, weil ich gehört hatte, das würde den Menschen optimistisch stimmen – wer hin und wieder zu Niedergeschlagenheit neigt, der muss mit sich selbst diplomatisch sein und versuchen, sich mit allen möglichen Kunststückchen bei Laune zu halten. Wenn ich also mit gutem Zureden versuchte, meine Morgendepression zu unterdrücken, und mich langsam dem »Schulhof« und der Eingangstür unserer Klasse näherte, dann standen manche TN schon lange vor Unterrichtsbeginn vor der Tür und begrüßten mich mit den neu gelernten Sätzen:

»Hallo. Guten Morgen, wie geht es dir? Wie geht es Ihnen? Guten Morgen!«

»Danke, mir geht es ganz gut! Und wie geht es Ihnen, mein Herr?«, antworte ich.

Dann habe ich plötzlich gute Laune. Ich muss mich gar nicht groß zusammenreißen. Die TN sind froh, diese ersten Worte zu können und der Situation adäquat auszusprechen, und ich bin froh, weil ich ihnen etwas beibringen konnte und sie froh sind. Und so schaukelt sich dieses Frohsein gegenseitig hoch, und mit etwas Glück bleibt es auch die nächsten zwei Stunden da. Und wenn der Kurs zu Ende ist und sich jeder mit »Bis morgen!« und »Danke!« oder »Auf Wiedersehen!« verabschiedet und sich die letzten Grüpp-

chen zerstreut haben, mache ich mich mit guter Laune auf den Heimweg. Selbst die alten Kreuzberger Wege, die Straßen, die mir so langweilig und sinnlos und in all den Jahren durch meine eigenen Fußstapfen schon ganz ausgelatscht schienen, sind jetzt neu und anders.

Natürlich sind alle Sinnlosigkeiten des Lebens noch da, mache ich mir Sorgen um die Zukunft, eckelt mich das Musikgeschäft an, fallen mir keine gescheiten Texte ein, fällt mir kein Thema für die wöchentliche Kolumne ein, und statt zu schreiben, habe ich abends wieder stundenlang sinnlos ferngesehen, weil ich so undiszipliniert und faul bin, weil es eh alles sinnlos ist, weil mir nichts einfällt, weil alles gesagt ist, weil es eh schon so viel schreckliche Musik gibt und die allerblödeste Musik den größten Erfolg hat, weil man mit Musik kein Geld verdienen und von Musik nicht leben kann, weil es als freie Journalistin auch nicht besser ist, weil es zu spät ist, etwas Neues anzufangen, weil man ständig älter wird. Dann muss noch über die prekäre Lage, die düstere Zukunft, die Enttäuschung über Menschen an sich, verflossene Liebschaften, die Sorge um die Kinder, Kindeskind, Verwandte, Bekannte, Haustiere, die allgemeine Weltlage gegrübelt werden. Aber ich kann mir denken, dass die TN, die sich morgens von ihren Notunterkünften aus auf den Weg zum Deutschkurs machen, ganz andere Probleme haben. Deshalb kann und will ich ihnen auch nur mit guter Laune entgegentreten, und meine anfangs halb gespielte Munterkeit, mein innerliches Zusammenreißen, wird dann echte Munterkeit. Es ist meistens auch sehr nett und richtig lustig. Und es geht nicht nur mir so, auch den anderen im Team, denn sonst würden sie das ja nicht seit Jahren machen. Auch unser Seniorboy (achtundsiebzig Jahre) sagt,

er gehe immer besser gelaunt mit einem Lächeln aus dem Unterricht heraus, als er gekommen sei. Und das nach über vierzig Jahren Schuldienst in verschiedenen Ländern und nach fünfzehn Jahren Integrationskurs in Berlin.